Wahlkreise, in dem sich eine geringe Mehrheit für den freisinnigen Candidaten ergab, möchten die Socialdemokraten noch einmal wählen. Der „Vorwärts“ behauptet unter großem Aufwand von Tüftteleien, der Bürgerliche sei nicht gewählt. Daß der Socialdemokrat die Mehrheit erlangt habe, wagt das Centralorgan aber nicht zu behaupten. Es besitzt vielmehr die Originalität, den Gewählten aufzufordern, die Wahl nicht anzunehmen — ein Nachtrag zu den „Wahlscherzen“, die diesmal qualitativ und quantitativ schlecht gerathen waren. Der politische Humor, in dem sonst namentlich die Schwaben excelliren, scheint an der Schwindsucht zu leiden. Ganz ohne humoristische Verbrämung, mit der sich Brüder doch unangenehme Dinge vorsetzen sollten, sondern einfach grob ist auch eine Abfertigung, die der Centrumsabgeordnete Porsch in seinem Organ, der „Schles. Volksztg.“, dem Parteigötzen Dr. Lieber angedeihen läßt. Lieber hatte die Centrumswähler in Glogau zur Unterstützung des freisinnigen Candidaten gegen den conservativen aufgefordert. Das wird ihm nun als ein „Mißgriff“ aufgemutzt, „wie sie selbst Neulingen im politischen Leben nur selten begegnen“. Abgeordneten, welche bereits ihr 25jähriges parlamentarisches Jubiläum gefeiert haben, sollte, so meint Herr Porsch weiter, solche Vorsichtigkeit nicht mehr unterlaufen. Deutlicher kann die bekannte Redensart, mit der ein bekanntes Thier im Hinblick auf seine Bejahrtheit angesprochen wird, nicht umschrieben werden. Es kommt aber noch besser. Herrn Lieber wird „intimirt“, daß er als nassauischer Abgeordneter in schlesische Dinge sich nicht zu mischen habe. Und wenn er mehr sein wollte, als Abgeordneter seines Wahlkreises, so hätte er sich aus Schlesien informiren lassen müssen, bevor er angriff. Also, die Führer-Legitimation des Herrn Lieber wird in aller Form in Frage gezogen. Gewisse Berliner Regierungskreise tönnten Herrn Porsch um seine Unabhängigkeit und seinen Freimuth gegenüber dem „Reichsregenten“ beneiden. Es dürften nun ganz ansehnliche Risse im „Centrumsthurm“ zu verkleistern sein. Daß etwas nicht in Ordnung sei, glaubte man bie und da schon daraus schließen zu können, daß die „Germania“ aussprach, die Combination, daß (der Schlesier) Graf Ballestrem, früher erster Vicepräsident des Reichstags, zum Nachfolger des Herrn von Buol ausersehen sei, liege nahe. Das klinge, hieß es, wenn nicht geradezu nach Ablehnung, so doch nach Unlust. Und dies Gefühl ist wirklich vorhanden, denn die „Kreuzzeitung“, die mit schlesischen Centrumsolenten gute Fühlung gewonnen hat, mahnt die Centrumsblätter, die sich über die Person des der conservativen Partei zu entnehmenden Präsidialmitgliedes den Kopf zerbrechen, sie sollten sich um das Näherliegende kümmern und dafür sorgen, „daß Graf Ballestrem nicht zu kurz kommt“. Nach der Wahl wird es dem Anschein nach mit den Schlesiern nicht so glatt verlaufen, wie bei der Wahl mit den dissentirenden Rheinländern und Westfalen, die aber noch nicht todt gemacht sind. Was die Berliner und die westliche partrigeuvernementale Presse dem formlosen Schlesier antwortet, bleibt abzuwarten. Falls es ihnen an kräftigen Ausdrücken mangelt, so seien sie auf das Beispiel der antisemitischen „Staatsbürgerzeitung“ hingewiesen, die eben die sächsischen Conservativen als „unter der Leitung gewissenloser Publicisten und fanatischer Politiker“ stehend hinstellt. Freilich, Herr Liebermann v. Sonnenberg, der in der „Staatsbürger-Zeitung“ die Hetzsachen gegen die „sächsische Hofrathspartei“ bearbeitet, hat Ursache zum Aerger. Man erinnert ihn eben in der Presse daran, daß er vor nicht langer Zeit im Reichstag angekündigt habe, seine Partei werde bei den nächsten, also den eben vollzogenen, Wahlen eine halbe Million Stimmen auf sich vereinigen. Den antisemitischen Wahlerfolgen gegenübergestellt, kann diese Reminiscenz auf Herrn v. Liebermann unmöglich calmirend wirken.

Wie die „Kreuzztg.“ ihr fünfzigjähriges, so feiert der „Reichsbote“ mit dem Beginn des Quartals sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Es versteht sich, daß sich beide Blätter bei dieser Gelegenheit große Verdienste um Gott und die Welt zuschreiben. Andere denken anders darüber, aber das muß jeder Gegner anerkennen, daß die feste Behauptung einer politischen Grundanschauung, wie sich ihrer die beiden genannten Blätter befleißigen, eine der Voraussetzungen eines gesunden öffentlichen Lebens ist. Daß die Wahrheit dieses Satzes sich dem deutschen Publicum immer mehr verdunkele, ist eine alte Klage, die sich anläßlich der Wahlen wieder besonders vernehmlich gemacht hat. Es besteht in diesem Puncte keine Meinungsverschiedenheit. Das conservative Parteiorgan hat fast mit denselben Worten auf den Schaden des Bestehens und Wachsens der sogenannten **parteilosen Presse** hingewiesen und freisinnige Blätter schließen sich dem ohne Vorbehalt an. Ein pfälzisches Blatt dieser Sorte hat kürzlich seine Leser aufgefordert, „Mann für Mann an die Urne zu treten, um dem Candidaten, der die meisten Anhänger hat, zum Siege zu verhelfen.“ Dieser Aufruf würde, wenn er nicht „Ereigniß“ wäre, der Erfindungsgabe eines politischen Satirikers alle Ehre gemacht haben. Denn hier verräth ein Dummer das Recept, nach dem alle Parteilosen, wenn sie schon einmal politisch reden müssen, ihr Gebräu herstellen: „Sieh' zu, wer und was die Mehrheit für sich hat, schreibe aber auch, wenn du es ergründet hast, nichts, was einem Abonnir- oder Inserirfähigen in der Minderheit irgendwie wider den Strich gehen könnte“. Diese Gebote gelten aber nur für die seltenen Fälle, wo die Leser sich vor sich selbst schämen, eine Zeitung zu halten, die über eine Alle bewegende politische Angelegenheit kein Wort zu sagen wagt. In der Regel sehen die Wackeren der parteilosen Blätter „Lust“, wenn politische Fragen oder Ereignisse Zwiespältigkeit im Publicum hervorrufen. Das gilt sogar von der Berichterstattung. Oft werden selbst Thatsachen, deren Vorhandensein einer Partei unangenehm sein könnte, den Lesern ganz und gar vorenthalten. Geht das nicht, so stutzt man sie möglichst harmlos zu. Wer solche, ihm von anderer Seite bekannt gewordene Berichte da, wo sie charakteristisch werden, abgebrochen sieht, der hört förmlich den die Scheere aus der Hand legenden Redacteur mit Mephisto murmeln: „Es war so was vom Kreuze dran.“ Eine Meinungsäußerung wird nur in Dingen der auswärtigen Politik gewagt, und auch hier nur, wenn, wie z. B. im spanisch-amerikanischen Kriege, die Ansichten und Sympathien im Lande ungetheilt sind, oder, wenn es gilt, Nachrichten spendenden Amtspersonen sich dankbar zu erweisen. Indem sie Tag für Tag die ärgste aller Sünden, die wider den heiligen Geist, begehen, verderben die parteilosen Blätter den politischen Sinn und das politische Verantwortlichkeitsgefühl ihrer Leser in einem von Denen, die diese Entwickelung nicht beobachten, jedenfalls ungeahnten Grade. Die Lust an der Beschäftigung mit ernsten Dingen nimmt ab und mit ihr wächst die politische Unwissenheit, die sich denn auch in den politischen Gesprächen dieses Publicums herrlich offenbart. Und was an Stelle der gesunden Kost im Uebermaße geboten wird, das Social-Sensationelle wie Social-Scandalöse, wirkt geradezu demoralisirend auf Mann, Weib und Kind. Man hat mit vollem Rechte den bekannten unglücklichen Ausspruch eines Nichtpolitikers und schwachen Poeten in das beherzigenswerthe Wort verkehrt: „Die parteilose Presse verdirbt den Charakter.“ Gewiß, eine demagogische Publicistik kann Unheil anrichten, sie hat es gethan. Aber wenn sie Gedanken und Leidenschaften durch falsche Argumentation in falsche Bahnen lenkt, sie wendet sich doch an Kopf und Herz. Irregeleitete Köpfe und Herzen können wieder auf den rechten Weg zurückkehren; wer aber politisch zu denken und zu fühlen verlernt hat, wird, wenn er sich einmal politisch bethätigt, rettungslos die Beute gewissenloser Verführergeschicklichkeit. Keine Partei kann in dem Maß corrumpiren wie die Parteilosigkeit. „Der Teufel ist neutral.“

Der Cabinetswechsel in **Frankreich** veranlaßt den bekannten diplomatischen Mitarbeiter des „Figaro“, Whist, das „Werk“ des bisherigen Ministers des Auswärtigen Hanotaux einer Würdigung zu unterziehen, die auch für Deutschland von Interesse ist. Whist stellt Herrn Hanotaux das Zeugniß aus, daß keiner an seiner Stelle es besser oder anders gemacht haben würde, als er. Dieses Lob spendet Whist in erster Linie deshalb, weil Hanotaux, im Gegensatz zu den Rathschlägen der parlamentarischen Minorität, weder das europäische Concert verließ, noch eine chimärische Entente mit England im Osten zu erreichen strebte, sondern sich an Rußland anschloß. Daß Europa das französische-russische Bündniß „officiell notificirt“ wurde, erscheint dem Diplomaten des „Figaro“ natürlich als der Gipfel der Erfolge Hanotaux' Als solche führt er des Weiteren an: Hanotaux habe es verstanden, friedlich alle Schwierigkeiten zu beseitigen, denen das französische Protectorat in Tunis begegnete; Hanotaux habe die Stellung Frankreichs auf Madagascar unzweideutig eingerichtet; Hanotaux habe mittels diplomatischer Abmachungen die Streitigkeiten Frankreichs mit England in Westafrika beendet; Hanotaux habe das indo-chinesische Reich Frankreichs durch vortheilhafte Abgrenzungen und durch die Schöpfung wichtiger Absatzgelegenheiten erweitert und befestigt, und wenn das Schicksal Egyptens noch nicht entschieden sei, so handle es sich doch wenigstens an den Ufern des Nils nicht mehr um einen Zweikampf zwischen Frankreich und England allein. Angesichts solcher Erfolge ruft Whist aus: „Was können wir uns mehr wünschen? Die Rückkehr Elsaß-Lothringens zu seinem „Mutter-Vaterlande“? Das Ende des englischen Uebergewichts zur See? Fürwahr, die ungeheure Mehrheit, die „quasi-universalité“ der Franzosen verlangt nur die Aufrechterhaltung des Friedens.“ Man würde sich in Deutschland einer Selbsttäuschung hingeben, wenn man bezweifelte, daß Herr Hanotaux die auswärtige Politik Frankreichs mit Glück geleitet habe. Zumal seine Erfolge auf dem Gebiete der Colonialpolitik sind, insbesondere England gegenüber, sehr bedeutend, und die Zähigkeit, die er bei den Verhandlungen mit England bewies, verdient durchaus von deutscher Seite nachgeahmt zu werden. Eine Selbsttäuschung aber wäre es auch, wollten wir der Versicherung Whist's, daß die ungeheure Mehrheit der Franzosen nur die Aufrechterhaltung des Friedens verlange, zum Anlaß nehmen, den politischen Horizont im Westen als völlig frei von Wolken zu betrachten. Erfahrungsmäßig folgt in Frankreich die vernünftige Mehrheit stets der unvernünftigen, aber schreienden Minderheit. Danach wollen wir uns auch in Zukunft richten.

Das neue italienische Cabinet, dessen sämmtliche Mitglieder der Linken angehören, zählt vier Anhänger Crispi's, zwei Anhänger Zanardelli's, einen Parteigänger Giolitti's. Die Kammer, die nur kurze Zeit tagen wird, wird das Budgetprovisorium bis Ende December ohne Opposition bewilligen. Die ganze Linke und das von Sonnino geführte Centrum unterstützen das Cabinet, dem Rudini zunächst keine Opposition machen wird. Die Rechte, die von der Regierung gänzlich ausgeschlossen worden, ist unzufrieden; sie kann aber bis Ende November nichts gegen das Cabinet unternehmen. General Pelloux, der Leiter des Cabinets, befehligte am 20. September 1870 die Artilleriebrigade, die die Bresche unweit der Porta Pia schoß. Im Jahre 1880 trat er als Generalsecretair in das Kriegsministerium ein und führte sein umfassendes Reformprogramm durch. Im Jahre 1881 wurde er Mitglied der Kammer als Vertreter von Livorno und galt von da als zukünftiger Kriegsminister. Thatsächlich wurde er im ersten Ministerium Rudini (1891) Kriegsminister, räumte aber schon nach einem Jahre dem General Ricotti seinen Platz ein. Nach Rudini's Sturz im Mai 1892 trat er wieder als Kriegsminister ins Cabinet Giolitti ein. Im Juli 1896, als Rudini die erste Umgestaltung seines im März gebildeten Cabinets vornahm, übertrug er das Kriegsressort Pelloux, doch schied dieser schon im December in Folge eines Zerwürfnisses mit der Kammer wieder aus. Jetzt, nach dem Sturze Rudini's, ist er dessen Nachfolger geworden. Das auswärtige Amt hat der Admiral Graf di Canevaro übernommen. Er stammt aus einer ligurischen Familie und gehört der italienischen Marine seit 1852 an. In der Seeschlacht bei Lissa zeichnete er sich durch Muth und Umsicht aus, dieselben Eigenschaften und große Klugheit bewährte er bei seinen großen Seereisen. In die Kammer trat er 1882 als Abgeordneter von Genua ein, 1896 wurde er zum Senator ernannt, 1897 wurde er Geschwadercommandeur vor Kreta. Unter den übrigen Ministern ist insbesondere der frühere Republikaner Fortis viel genannt worden. Nachdem er bei Mentana unter Garibaldi gefochten hatte, kehrte er in seine Heimath, die Romagna, zurück. Dann begab er sich nach Bologna, wo er in die Kanzlei eines Advokaten eintrat, später ging er wieder nach Forli. Nach einigen mißglückten Versuchen, ein Mandat zu erhalten, wurde er im Jahre 1880 von seiner Vaterstadt in die Kammer entsandt, in der er sich der äußersten Linken anschloß. Bald war er nicht nur in seiner Gruppe, sondern bei allen Parteien angesehen. Am 2. December 1888 trat er als Unterstaatssecretair des Innern in das Cabinet Crispi ein, ein Schritt, der damals großes Aufsehen erregte, und von dem an, wie die „Nat.-Ztg.“ hervorhebt, der Verfall der republikanischen äußersten Linken datirt werden kann. Zu den Verdiensten Crispi's um die Monarchie gehört es, daß er es verstanden hat, einen Mann wie Fortis mit ihr auszusöhnen und für sie zu gewinnen. Im Cabinet Pelloux hat Fortis das Ackerbauministerium übernommen. Der neue Kriegsminister General Graf di San Marzano ist einer der hervorragendsten italienischen Generäle. Nachdem er an den Befreiungskämpfen ruhmreichen Antheil genommen, wurde er in die Kammer gewählt, wo er auf den Bänken der Rechten saß, seine parlamentarische Laufbahn gab er im Jahre 1876 auf. Er war mehrere Male mit diplomatischen Sendungen ins Ausland betraut, sein größtes Ansehen dankt er jedoch dem von ihm geleiteten Feldzuge nach Abessinien, über den er ein interessantes Tagebuch veröffentlicht hat. Dem Cabinet di Rudini gehörte er seit dem 14. December 1897 als Nachfolger des Generals Pelloux im Kriegsministerium an. Der Unterrichtsminister Guido Baccelli hatte in früheren Ministerien bereits denselben Posten inne.

Deutsches Reich.

C. H. **Berlin**, 30. Juni. Als Herr Bebel auf dem socialdemokratischen Parteitag in Hamburg die Betheiligung der Socialdemokratie an den preußischen Landtagswahlen durchgedrückt hatte, erhoben sich sofort in Berlin zahlreiche Stimmen, die gegen den Beschluß sich erklärten und den Delegirten, die gegen ihn gestimmt — meistens Berliner — Anerkennung zollten. Jetzt, nachdem ihnen in Berlin von den vereinigten bürgerlichen Parteien zwei Wahlkreise abgenommen und anderwärts manche Siegeshoffnungen zu nichte gemacht worden sind, ist fast in allen maßgebenden und einflußreichen socialdemokratischen Kreisen die Ansicht zum Durchbruch gekommen, daß jener Beschluß ein grober taktischer Fehler gewesen sei und daß die Genossen jeder Betheiligung an den preußischen Landtagswahlen sich zu enthalten haben. Jedenfalls wird die Angelegenheit auf dem Stuttgarter Parteitage zur Sprache gebracht werden. Hält die jetzt herrschende Stimmung an, so wird Herr Bebel eine sehr schwere Aufgabe haben, seinen Standpunct zu vertheidigen. Für Berlin ist die Sache insofern vollständig bedeutungslos, als die I. und die II. Classe in ihrer überwiegenden Mehrheit freisinnige Wahlmänner wählt; damit ist die Wahl entschieden; die Conservativen können nur in der III. Abtheilung Erfolge erzielen und die meisten Berliner socialdemokratischen Führer glauben, daß die Genossen nicht dazu da seien, den Sieg der „treulosen“ Freisinnigen noch vollständiger zu machen. Daran, daß die Freisinnigen den Socialdemokraten freiwillig ein Mandat überlassen, ist selbstverständlich nicht zu denken. Herr Bebel wird also seinen Wunsch, auch im preußischen Abgeordnetenhause sein immer matter werdendes Licht leuchten zu lassen, nicht erfüllt sehen.

* **Berlin**, 30. Juni. Wie der Telegraph bereits kurz aus Danzig gemeldet hat, hat sich die Deutsche Colonial-Gesellschaft mit dem englisch-französischen Niger-abkommen beschäftigt und gegen verschiedene Bestimmungen desselben, in denen sie eine Verletzung deutscher Rechte erblickt, Einspruch erhoben. Die von der Versammlung gefaßte Resolution hat folgenden Wortlaut:

Die Hauptversammlung der Deutschen Colonialgesellschaft wolle unter Bezugnahme auf das unter dem 14. Juni d. J. abgeschlossene französisch-englische Abkommen beschließen, den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, die demnächst bevorstehenden Verhandlungen zwischen Deutschland und England wegen Abgrenzung unseres Togogebietes zu benutzen, um diejenigen Wünsche der Deutschen Colonialgesellschaft zur Geltung zu bringen, die behufs Lösung der noch offenen, durch Vereinbarung mit England zu regelnden Fragen auf verschiedenen colonialen Gebieten früher, zum Theil wiederholt, ausgesprochen sind. Insbesondere hofft die Deutsche Colonialgesellschaft, zur Wahrung der deutschen Rechte im Nigerbogen mindestens folgende Forderungen von den Vertretern der kaiserlichen Regierung mit Nachdruck vertreten zu sehen:

1) Die Deutsche Colonialgesellschaft erblickt in denjenigen Abmachungen des französisch-englischen Abkommens vom 14. d. M., die sich auf den Austausch eines auf dem linken Nigerufer gelegenen Gebietstheiles von Gandu gegen bisher französisches Gebiet beziehen, eine Verletzung der deutschen Vertragsrechte hinsichtlich Gandus, erhebt Einspruch dagegen und spricht die Erwartung aus, daß auch die Reichsregierung gegen dieses rücksichtslose Vorgehen Englands Einspruch erheben wird;

2) daß das Sultanat Gandu und seine Vasallenstaaten Nupe und Illorin, auf das wir Anrechte durch den Vertrag unserer Togo-Expedition, worin der Sultan die deutsche Schutzherrschaft anerkennt, erworben haben, nicht ohne Vereinbarung mit der deutschen Regierung aufgetheilt wird;

3) daß bei der Ausdehnung der Interessensphäre unserer Kamerun-Colonie bis zu den Ufern des Tschadsees eine Austheilung des Tschadseebeckens mit seinen Inseln, wofern solche durch die Linie, die auf dem Meridian 35 Minuten östlich des Längenmeridians, der durch Kuka geht, vom Norden nach dem Südufer gezogen wird, beabsichtigt sein sollte, nicht anerkannt wird;

4) daß unsere Rechte in Sansanding und Sokoto insofern gewahrt werden, als der Sultan von Sokoto durch Vertrag im Jahre 1885 bereits in den ihm unterstellten Ländern den deutschen Kaufleuten für den Betrieb des Handels dieselben Rechte und Freiheiten übertragen hat, wie sie damals die Angehörigen anderer Nationen, insonderheit auch die Royal Niger Company, in seinen Gebieten genossen haben und genießen;

5) daß bei der nothwendig werdenden Revision der Niger-Schifffahrtsacte alle die Bedingungen erfüllt werden, die die Acte versprach, damit wir auf dem Niger und seinen Nebenflüssen ungehindert die Erschließung unserer Interessensphären in den Benue-Tschadseegebieten vollziehen können;

6) daß bei der Abgrenzung unserer Togo-Colonie nach dem Westen eine natürliche Grenze vereinbart wird, die nicht sowohl unser Interesse allein, als ebenso sehr dasjenige beider Nationen erheischt. Dabei darf nicht außer Acht gelassen werden, daß wir sowohl in der neutralen Zone wie in den nördlich der neutralen Zone gelegenen Gebieten ältere Vertragsrechte als England besitzen, und zudem, daß gelegentlich des deutschen Togo-Abkommens Frankreich seine Rechtsansprüche auf Mampursi und Gambaga neben anderen Rechtsansprüchen an uns abgetreten hat.

— Der Vortrag, zu dem sich der Reichskanzler Fürst zu Hohenlohe nach Kiel zum Kaiser begeben hatte, betraf, wie verlautet, den Ausfall der Reichstagswahlen und die für die nächste Tagung des Reichstags vorzubereitenden Fragen, so weit dieselben im Staatsministerium bereits zu einer prinzipiellen Besprechung gelangt sind.

— Wie der „Südd. Reichs-Corr.“ mitgetheilt wird, ist verfügt, daß die Kaiser-Wilhelm-Erinnerungsmedaillen für Veteranen, welche verstorben sind, nachdem sie ihren Anspruch auf die Medaille dargethan hatten, nebst den auf die Namen der Verstorbenen auszu-

---

Carvalho hatte begriffen: im Falle der Noth sollte die Flucht über den See hinweg bewerkstelligt werden können. Er nickte zufrieden und brummte, zu seinem Genossen Fritz gewendet: „Der Narr stellt sich gar nicht so dumm an, — schade, daß wir ihn nicht öfter werden brauchen können.“

Peter trieb mit leisen Ruderschlägen das leichte Boot durch die Wellen. In seinem Herzen regte sich die Unternehmungslust und der Reiz der Gefahr ließ ihn Reue und Angst vergessen, die ihn eben noch gequält hatten. Er war jetzt mit ganzer Seele bei einem Werke, das ihm vor Kurzem noch als eine Vernichtung seiner bürgerlichen Ehre erschienen war. So wandelbar ist der Mensch und so leicht kommen in ihm die Instincte der Urzeit, da das menschliche Leben nur ein ununterbrochener wilder Kampf gegen jedes andere Leben war, wieder zur Geltung.

Als das Boot am Fuße der Linden angekettet lag, schlugen die drei Männer die Richtung nach dem Schlosse ein. Dieses war ein langgestrecktes, alterthümliches Gebäude mit nur einem einzigen Stockwerk und unverhältnißmäßig hohem Ziegeldache. Es lag mit seiner Front von fünfzehn Fenstern dem Schloßgarten zugewandt, wurde an der Westseite von einem zinnengekrönten, uralten, seit Jahrhunderten immer wieder ausgeflickten Thurme flankirt und hatte im Giebel der Ostseite drei hohe, schmale Fenster, hinter denen das Wohn- und Schlafstübchen Ellen's, der lieblichen Tochter des Schloßherrn, lagen.

„Gut, daß der Wind so heult!“ raunte Peter. „Man kann uns kaum im Hofe hören.“

„Wer sollte da noch wach sein?“ fragte Fritz mit seiner hohen, zuversichtlich klingenden Stimme.

„Vielleicht Juno, die Hühnerhündin, die ich oft genug gestreichelt habe, — ich hoffe aber, sie liegt an der Kette; sie wurde wenigstens früher immer während der Nacht angebunden.“

Man stand unmittelbar vor den Fenstern des Schlosses, die sich etwas mehr denn mannshoch über dem Erdboden befanden, aber bequem zugänglich waren, da der untere Theil der Mauer des Gebäudes mit hölzernen Latten benagelt war, an denen sich Kletterrosen und allerlei Schlinggewächse emporrankten.

„Wahrhaftig, Du hast recht gesehen“, belobte der angenehm überraschte Carvalho seinen schon als Späher thätig gewesenen Genossen, „nicht einmal Fensterladen! Diese Leute haben ein gutes Zutrauen zur Sicherheit der Berliner Umgegend.“

„Dafür hat der Baron auch ein ganzes Arsenal von Flinten und Pistolen über seinem Bette hängen“, warf Peter dazwischen; „hoffentlich machen wir keine Bekanntschaft mit diesen Waffen.“

„Unbesorgt! ich gehe, ihn zu überwachen“, sagte Fritz und schlich sich auf den Fußspitzen davon. Er begab sich nach dem westlichen Ende des Hauses, um dort die beiden Schlafstubenfenster, die ebenso wie alle anderen Fenster des Hauses finster waren, unter scharfe Beobachtung zu nehmen.

Carvalho zählte, mit der Thür des Gartensaales in der Mitte beginnend, die Fenster ab: eins, zwei, drei . . . diese beiden müssen es sein. Nun halten Sie mir die Laterne; lassen Sie sie aber noch geblendet; ich brauche noch kein Licht.“

Er stieg an dem Spalier in die Höhe, holte aus seiner Paletottasche eine Rolle, wickelte sie auseinander und drückte sie gegen eine der kleinen, altmodischen Fensterscheiben. Die Rolle blieb kleben. Nun wartete er, bis sich der Sturm wieder kräftig erhob, und als der Aufruhr des Luftmeeres wieder brausend und heulend um das alte Thurmgemäuer tobte, drückte er mit beiden Armen kurz und herzhaft gegen das Pechpflaster; ein dumpfes, knirschendes Geräusch, das aber von der entfesselten Windsbraut übertönt wurde, und der Zugang zu dem den Schatz bergenden Zimmer war geöffnet.

Jetzt griff Carvalho mit seiner Linken durch den des Glases beraubten mittleren Rahmen des zu drei Scheiben eingerichteten Fensterflügels, tappte an dem senkrechten Theile des Fensterkreuzes entlang, fand den messingenen Wirbel, drehte ihn um und stieß den Flügel auf, ließ ihn aber vorsichtigerweise nicht aus der Hand, damit ihn nicht etwa der Sturm erfaßte und mit lautem Schalle hin- und herschlüge.

„Das hätte uns noch viel mehr Mühe machen können!“ raunte er dem unter ihm stehenden Peter zu, „reichen Sie mir die Laterne!“ Er öffnete die Blende und leuchtete mit einer Halbkreisbewegung der Hand das Zimmer ab. Zufrieden nickte er: „Ueberall Teppiche; wir können die Stiefel anbehalten. Folgen Sie mir!“

Schon hatte er sich über die Fensterbrüstung geschwungen; er hob den beweglichen Fensterflügel aus und stellte ihn auf den Fußboden. Peter kletterte hinterher und Beide traten nun vor das Oelgemälde zur Linken, das die feinen Spalten einer Schranktthür in der Tapete nicht gänzlich verdeckte, sondern für das Auge des Eingeweihten eine Spanne breit sichtbar werden ließ.

„Hier ist es!“ flüsterte Peter, mit dem Finger nach der Wand deutend, auf die der Strahl aus Carvalho's Laterne fiel, „nun lassen Sie uns schnell machen!“

„Keine Ueberstürzung!“ mahnte der kaltblütige Gefährte, „erst wollen wir uns für alle Fälle sichern.“

Das Zimmer hatte drei Thüren: eine den Fenstern gegenüber nach dem Corridor, eine östliche, die nach dem Gartensaal führte, und eine westliche nach der Bibliothek. Carvalho fand, daß die Thüren zum Corridor und zum Saal schon gesperrt waren, nur die Thür zur Bibliothek war unverschlossen; der Schlüssel steckte aber auf der Außenseite. Leise, leise öffnete er diese Thür nur so weit, daß er mit gewandtem, unhörbarem Griffe den Schlüssel von außen abziehen konnte, dann drückte er sie wieder zu, steckte den Schlüssel von innen ins Schloß und drehte ihn zweimal um seine Achse.

„So, jetzt sind wir sicher wie in Abraham's Schooß! Sehen Sie nur, da blitzt es wieder; wir hätten uns die Laterne sparen können.“

Sie hatten das Bild abgenommen, auf den nahen Divan gelegt und musterten nun das Schlüsselloch, das in der Tapete sichtbar geworden war.

„Soll ich die Thür sprengen?“ fragte Peter, indem er ein Stemmeisen aus seiner Brusttasche hervorlangte.

„Pscht! pscht!“ machte Carvalho, „vielleicht geht es so.“ Er hielt wieder seinen Bund Nachschlüssel im Stammel der Rechten und suchte nun mit der Linken die passende Nummer aus. „Ha, ha“, triumphirte er, „das schließt wie Butter! ein ganz ordinaires Fahrtschloß! Das hätte man auch mit einem Zahnstocher aufschließen können!“

Das eiserne, tapetenüberkleidete Thürchen stand offen und Carvalho überzeugte sich mit raschem, sicherem Blick, daß der gesuchte Schatz in guten Noten der Reichsbank vorhanden war. Sieben Packetchen, jedes zu zehntausend Mark, steckte er in eine der unergründlichen Taschen seines Ueberziehers; den aus kleineren Scheinen und mehreren Geldrollen bestehenden Rest ließ er fingerfertig in den Taschen seines Beinkleides und in einer Brusttasche des Rockes verschwinden. Peter hätte wohl beanspruchen können, daß auch ihm ein Theil des Geldes anvertraut wurde; er spürte aber gar kein Verlangen danach, er würde sich durch die Berührung dieses Geldes erst für wirklich befleckt gehalten haben, und so war er ganz froh, daß sein Genosse dieses Geschäft allein besorgte, und mahnte nur, als es beendet war, zum eiligen Rückzuge.

Carvalho hatte aber, wie es schien, noch Zeit übrig; war es wirklich nur der Durst, der ihn dazu antrieb, oder trug er einem abergläubischen Brauche Rechnung? Genug, er spähte nach etwas Trinkbarem im Zimmer umher und trat, als er es endlich entdeckt hatte, vor ein Eckbord, auf dem eine angebrochene Flasche Portwein und mehrere verschieden geformte Gläser standen. Die niedlichen Schnapsgläschen dünkten ihn gar zu winzig; er ergriff ein Bierseidel, das sich ebenfalls hierher verirrt hatte, goß den ganzen Inhalt der Flasche hinein und reichte das Seidel dem ungeduldigen Gefährten: „Schnell noch einen Schluck auf glückliches Entkommen!“

Widerwillig nahm Peter das Glas, und nur um den Aufenthalt nicht noch mehr zu verlängern, kostete er von dem Weine.

Carvalho stürzte den Rest hinunter, stellte das Seidel auf das Bord zurück, blendete dann seine Laterne, steckte sie ein und schlüpfte, gewandt wie eine Eidechse, wieder zum offenen Fenster hinaus.

Als Peter den gleichen Weg nahm und schon draußen an dem Spalier niederstieg, entfiel ihm das Stemmeisen. — „Nichts zurückgelassen!“ gebot der vorsichtige Carvalho, der das Geräusch gehört hatte, „suchen Sie das Verlorene!“

Peter bückte sich, griff mit der tastenden Hand durch das Blätter- und Astgewirr der Spalierpflanzen und fühlte endlich dicht an der Mauer des Hauses die kalte eiserne Klinge des verlorenen Werkzeuges.

„So, ich habe es.“

„Dann fort nach dem Boote!“ commandirte Carvalho.

Sie schlichen hastig dem Seeufer zu, und auch Fritz, der bisher unbeweglich nach den letzten Fenstern des Schlosses gespäht hatte und nun mit scharfem Ohr die Schritte der Kameraden hörte, gab seinen Posten auf und schlug dieselbe Richtung ein.

Sie hatten alle Drei beinahe schon die beiden Linden erreicht, unter denen das Boot lag, als ein urplötzlicher Windstoß Peter's Schlapphut erfaßte und in der Richtung nach dem Schlosse entführte.

„Zum Teufel! So geben Sie doch besser Acht!“ fuhr ihn Carvalho verdrießlich an. „Nun können wir wieder warten, bis Sie den alten Deckel eingefangen haben. Na, vorwärts! vorwärts! Jagen Sie ihm nur nach! Als Visitenkarte können Sie ihn doch nicht zurücklassen!“

Peter begriff, daß sein Hut, wenn er von Anderen aufgefunden wurde, sehr leicht auf die Spur der Thäter führen konnte; er lief dem Hute nach, der wie ein rollendes Rad in der Mitte eines schräg nach der westlichen Schloßecke führenden Weges lustig dahintanzte. An der Schloßecke angekommen, bückte er sich, um den Flüchtling zu ergreifen; aber ehe er ihn noch erfaßt hatte, entführte der Wind ihn aufs Neue und jagte ihn nach der Giebelseite des Schlosses. Dort befand sich ein freier, kreisrunder, mit feinstem Kies bestreuter Platz, auf dem Ellen mit den jüngeren Gästen des Hauses gelegentlich die aus der Fremde eingeführten Kugel- und Ballspiele zu spielen pflegte. Dieser Platz war mit einer dichten Weißdornhecke eingefaßt und in dieser Hecke blieb endlich der windgepeitschte Hut hängen, so daß ihn Peter, dessen Augen sich schnell an das Dunkel gewöhnt hatte, wiedergewinnen konnte. Als er ihn athemlos aufhob, hörte er über sich ein Geräusch und wandte noch unbedeckten Hauptes, das Antlitz forschend in die Höhe. Im selben Augenblick ging eine blendende Helle über den Himmel und er erkannte im Scheine des Wetterleuchtens das Schloßfräulein, das in weißem Nachtgewande am offenen Giebelfenster stand und in den Garten hinunterspähte. (Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.